



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Eine Lebensbeschreibung Kaiser Wilhelms I.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Eine Lebensbeschreibung Kaiser Wilhelms I.



überall in unserm Vaterland erheben sich Denkmäler von Stein und Erz, die der Nachwelt das Bild des ersten deutschen Kaisers überliefern sollen. Nur langsam dagegen und vielfach noch unsicher tastend folgt die Feder des Historikers dem Stift und dem Meißel des bildenden Künstlers, um ihm ein monumentum aere perennius zu errichten. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Am schwersten wiegt der Mangel an zeitlicher Perspektive, die für den wissenschaftlichen Geschichtsforscher ebenso notwendig ist, wie die räumliche für den Maler und den Bildhauer. Aber gerade dieser Mangel wird hier doch wenigstens einigermaßen ausgeglichen. Die ersten acht Jahrzehnte, die das Leben Kaiser Wilhelms umfaßt, erscheinen nämlich schon jetzt als eine abgeschlossene geschichtliche Periode. Die großen Fragen, die sie an die Zeitgenossen, namentlich in Deutschland stellte: die Befestigung der neuen Machtverhältnisse nach den Erschütterungen und Umwälzungen der Napoleonischen Zeit, die Verdrängung des Absolutismus durch den Konstitutionalismus, die Befreiung des dritten Standes aus seiner sozialen und politischen Gebundenheit infolge der Revolutionen von 1789 ff. und von 1848, endlich die Vollendung der deutschen Einheit unter Preußens Führung — das alles hat eine endgiltige Lösung gefunden. Noch fluten einige Wellen von den Kämpfen, die um alle diese Fragen ausgefochten werden mußten, in die politische und soziale Tagesströmung herüber, aber nur Parteiverblendung kann den dauernden Bestand der großen Errungenschaften anzweifeln. Der Erfolg hat überall entschieden, auf welcher Seite das geschichtliche Recht und der geschichtliche Fortschritt war. Das ermöglicht es aber, schon heute mit ziemlich großer Objektivität auf die so nahe Vergangenheit zurückzublicken, die Grundzüge ihrer Entwicklung festzulegen und den Beweggründen wie der Handlungsweise nicht nur der Sieger, sondern auch der in jenen Kämpfen unterlegnen Parteien gerecht zu werden. Da außerdem gerade die letzten Jahre viel gutes und mannichfaltiges Quellenmaterial zu Tage gefördert haben, so mußte der Versuch, das Leben Kaiser Wilhelms I. von einem streng wissenschaftlichen Standpunkt zu betrachten, nicht nur verlockend, sondern auch lohnend erscheinen.

Über alle Erwartung glänzend hat Professor Erich Marcks in Leipzig  
Grenzboten IV 1897

diese Vermutung durch seine Biographie Kaiser Wilhelms I. bestätigt.\*) Schon lange als einer der tüchtigsten unter den deutschen Historikern bekannt, hat er durch diese Leistung seinen Ruf aufs neue begründet und sich um die nationale Geschichtschreibung wie um das Andenken des Kaisers große Verdienste erworben. Keiner würde die schwierige Aufgabe besser, nur sehr wenige würden sie gleich gut gelöst haben. Der einzige, der ihm die Palme hätte streitig machen können, Heinrich von Treitschke, der unvergeßliche und unerfessliche, ist dem Begründer des Reichs ja allzufrüh ins Grab gefolgt.

Den Grundsätzen der „Allgemeinen deutschen Biographie“ entsprechend, bildet das eigentlich Biographische die Seele der Marcks'schen Darstellung, und hierin liegt zum größten Teil ihr Wert und ihr Reiz. Natürlich läßt sich das von dem allgemein Geschichtlichen nicht trennen, aber überall steht doch die Persönlichkeit des Kaisers im Mittelpunkte des Interesses. Auch da, wo er in den Schatten größerer Ereignisse oder gewaltigerer Männer zurücktritt, verlieren wir ihn nie aus den Augen. Sein Verhältnis zu den ihm umgebenden Kräften und Ideen darzulegen, seine Beeinflussung durch andre und seinen Einfluß auf andre festzustellen, das ist die Hauptaufgabe, die sich Marcks gestellt hat. Wie ein feinsinniger Psycholog begleitet er seinen Helden auf seinem reichen und gesegneten Lebenswege. Aus seinem Charakter heraus erklärt er seine Entwicklung, seine Gefinnung, seine Thaten. Und wie eingehend und liebevoll, wie scharf und plastisch, wie unbefangen und gerecht hat er diesen Charakter erfaßt und geschildert! Höfische und volkstümliche Handlanger der Geschichtschreibung haben die persönliche Bedeutung Kaiser Wilhelms oft überschätzt. Für eine wissenschaftliche Biographie lag die Gefahr näher, sie zu unterschätzen. Von beidem hält sich Marcks gleichweit entfernt. Er verteilt Licht und Schatten, wie es ihm seine auf tief eindringender Forschung begründete Überzeugung gebietet. Aber über dem ganzen liegt keineswegs die vornehme oder gar gleichgiltige Kühle kritischer Denkungsart. Er ist auch mit seinem Herzen bei der Sache. Dem Leser ist zu Mute, als ob aus dem Bilde, das vor ihm aufgerollt wird, überall die lieben und treuen Augen des greisen Herrschers heraussehaueten, die in ihrer wunderbaren Mischung von Hoheit und Güte — dem schönsten Erbteil der Königin Luise — eine ganze Welt zu stiller Ehrfurcht und Bewunderung zwangen. Es wäre natürlich kühn, die Auffassung und die Urteile, die Marcks giebt, als die allein giltigen für alle Zukunft hinstellen zu wollen. Aber kein zukünftiger Biograph Wilhelms I. wird achtlos an diesem Buche vorübergehen können.

In der Wiege von dem trügerischen Nachruhm Friedrichs des Großen stolz umstrahlt, dann in jähem Sturz landflüchtig und bettelarm durch die

\*) Sie ist vor kurzem im 42. Bande der „Allgemeinen deutschen Biographie“ erschienen und liegt nun erfreulicherweise in erweiterter Gestalt auch als besonderes Buch vor (Leipzig, Duncker und Humblot, 1897).

Hand des gewaltigen Korsen, empfing Wilhelm I. seine ersten bleibenden Eindrücke in den großen Tagen der Reform und der Erhebung Preußens. „Man darf aus dem Ganzen seiner Entwicklung und dem Lebensalter, in dem er damals stand, vermuten, daß ihn der Geist der Stählung und der Befreiung vom Landesfeinde bereits tief ergriff; daß er die Neuschöpfung des Heeres, dem er jetzt eingereicht wurde, sah und verstand; daß ihn der ethische Zug der Arbeit und Erhebung und des auch bei Luise von tiefer, sittlicher Verachtung getragenen Hasses wider Napoleon berührte und hinriß: die auch dem Jungen und Einfachen faßbaren, elementaren Mächte und Erzeugnisse der Reformzeit; alles weitere blieb ihm wohl fremder, dies aber waren Eindrücke, wohl geeignet, einer Seele für immer Kraft und Richtung zu geben, und sie hat Wilhelm I. nie vergessen. Sofern sie sich in ihm mit dem Gefühl eines prinzipiellen Gegensatzes vereinigten, so wird dieser Gegensatz nach allem nicht dem alten preußischen Wesen, sondern dem revolutionär-französischen gegolten haben: er wird eher konservativ und legitimistisch, zugleich freilich auch in gewissem Maße national gewesen sein, als modern im Sinne der Reformen.“

Nach wacker bestandener Feuerprobe aus den Befreiungskriegen zurückgekehrt, widmete er sich mit regem Eifer seinen militärischen Pflichten. Noch ohne Aussicht, dereinst den Thron zu besteigen, bereitete er sich im stillen darauf vor, der zweite große Soldatenkönig Preußens zu werden. Gleich Friedrich Wilhelm I. war ihm der Anblick seiner „blauen Jungen“ allezeit der liebste auf der Welt, gleich jenem war er ein hervorragender, schöpferischer Organisator, aber kein genialer Führer des Heeres, gleich jenem war aber auch ihm die Armee nicht Selbstzweck, nicht bloße Parade- und Manövertruppe, sondern der feste Grundstein für Preußens Größe. „Nur mit offenem Widerwillen ertrug er die Selbstunterordnung Preußens unter Österreich. Man darf es wohl sagen: in der Nähe des Thrones war er, mehr als der Vater, unendlich mehr als der Bruder, die wahre Verkörperung des preußischen Bewußtseins, des preußischen Großmachttriebes.“

So reifte er allmählich in ruhiger und harmonischer Entfaltung seiner Geisteskräfte zum Manne heran. Nur eine, freilich sehr schmerzliche Erschütterung verhängte das Schicksal über ihn: die unglückliche Liebe zur Prinzessin Elise Radziwill, an der er mit seinem warmen Herzen und tiefen Gemüt jahrelang schwer zu tragen hatte. Als er seine Gefühle der Staatsraison zum Opfer gebracht hatte, trat mit der bald darauf heimgeführten Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, „der hochstrebenden, lebhaft und warm empfindenden Schülerin der klassischen und romantischen Bildung,“ zum erstenmal etwas ganz andersartiges und fremdartiges in den Kreis seiner Lebensanschauung hinein. Es war „eine Ehe, die gleichsam die zeitgeschichtliche Vereinigung des alten Preußentums mit den neuen Trieben der außerpreussischen deutschen Geisteswelt zu symbolisieren scheint.“

Weit härtere Kämpfe aber sollte ihm die Auseinandersetzung mit den neuen Ideen bringen, die nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. unaufhaltbar über Preußen hereinbrachen. Mit Besorgnis blickte er auf den Gährungsprozeß der Zeit, mit Widerstreben folgte er den Experimenten des königlichen Bruders, die ungerufenen Geister zu bannen, und heiß wallte sein ritterliches Soldatenblut auf, als der 19. März 1848 der Krone Preußens ihre tiefste Demütigung, die selbstverschuldete, schmachvolle Kapitulation vor der Revolution brachte. Aber seine gesunde Natur überwand auch diese Niederlage trotz all der bitteren persönlichen Kränkungen, die sie für ihn zur Folge hatte. Nicht völlig gebrochen wie Friedrich Wilhelm IV., sondern umgewandelt und den Anforderungen der neuen Zeit gewachsen ging er aus der Krisis dieses heißen Jahres hervor. Der Schmerz um das verlorne, patriarchalisch-absolutistische Königtum suchte in seiner Seele noch eine Weile nach, aber verhinderte ihn nicht, die Verfassung als vollendete Tatsache offen anzuerkennen und ehrlich zu halten. Umgekehrt begeisterte er sich anfangs warm für die gewaltige nationale Bewegung, die Deutschland durchströmte, während er durch den Fortgang der Arbeiten in der Paulskirche immer mehr ernüchtert und auf die altpreussische Bahn zurückgelenkt wurde, freilich auch hier bereit, neuen Most in die alten Schläuche zu füllen. „Wer Deutschland regieren will, schrieb er im Mai 1849, muß es sich erobern; à la Gagern geht es nun einmal nicht. Ob die Zeit zu dieser Einheit schon gekommen ist, weiß Gott allein! Aber daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze Deutschlands zu kommen, liegt in unsrer ganzen Geschichte — aber das Wann und Wie? darauf kommt es an.“ Mit diesem Bekenntnis schloß er seine Rechnung mit den Ideen von 1848 ab. „Er hatte die Schicksalsfrage seiner eignen Zukunft gestellt.“

Die nächsten „trüben, bleiern“ Jahre der Reaktion im Innern, der Schwäche nach außen verbrachte der Prinz von Preußen in stiller Zurückgezogenheit, aber in wachsendem Unmut über die Leitung der preussischen Politik. Mit heftigem Groll erfüllt ihn die Niederlage von Olmütz. Im Krimkrieg erblickt er „einen liberalen Kulturkampf des Westens gegen den Osten.“ Im Gegensatz zur preussischen Regierung und zur Kreuzzeitungspartei, im Gegensatz also auch zu Bismarck, dem er Gymnastienpolitik vorwarf, stand er auf der Seite der Westmächte, des liberalen, zivilisierten Europas. Die Haupt Sorge und die Hauptthätigkeit widmete er aber auch während dieser Zeit den heimischen Militärverhältnissen, deren schwere Schäden sich ihm immer deutlicher offenbarten.

Ein müder Mann, der keine Zukunft mehr erwartete — so meinte er beim Eintritt in das siebente Jahrzehnt seines „vielbewegten Lebens“ seine Tage bald abschließen zu müssen. Aber „da er dem Ende zuzuschreiten glaubte, eröffnete sich dem Sechziger erst seine eigne Wirkenszeit: eine weltweite Zukunft, unvergeßlich in aller Geschichte.“ Noch lag sie dicht verschleiert vor seinem Blick,

und ehe wir uns den Schleier heben lassen, halten wir einen Augenblick inne, um den Worten zu lauschen, mit denen Marcks den Prinzen schildert in dem Augenblick, wo er das Szepter Friedrichs des Großen zu ergreifen sich anschickt: „Jetzt, im Jahre 1857, war seine Persönlichkeit längst ausgewachsen; sie war es seit zwei Jahrzehnten, und was sie seit 1840 neu erfahren hatte — für ein Leben beinahe genug —, hatte sie noch voller gereift. Auch jetzt noch war er vor allem der Offizier aus königlichem Geschlechte, die Gestalt hoch und kräftig, ritterlich und sicher, das Antlitz von großen und schlichten Zügen, das blaue Auge gütig, frei und fest, ein volles Abbild seines Wesens. Auch ein kritischer Beobachter empfand die »Vornehmheit« des Prinzen, der bei aller ungezwungenen und ungewollten Freundlichkeit, bei aller Milde gegen seine Umgebung, bei aller Bescheidenheit und Heiterkeit doch stets der große Herr war, geboren und herangebildet zum Befehlen; vornehm in aller äußern Würde der Erscheinung, des Auftretens, des Wortes, das er wohl zu handhaben mußte, in alledem ganz ohne Pomp und Pose, durchaus echt; vornehm zumal in der sachlichen Klarheit und Reinheit seines Willens, seiner Seele. Die bittern Jahre, die er hinter sich hatte, hatten den Adel seines Gefühls nicht getrübt; er war durch gehässige Feindseligkeiten hindurchgeschritten, hatte, da er der Zweite war und man ihn zurückschob, Groll und etwas wie Eifersucht nicht aus seinem Herzen fern halten können: es sollte sich zeigen, daß die Erinnerung daran alsbald, da er der Herr wurde, wehenlos von ihm abfiel und er innerlich er selber geblieben war, unfähig zu allem Niedern und allem Kleinen, großmütig im Vergeben, neidlos und selbstlos, zartfünnig und gerade. Seine Nächsten empfanden den einfachen Reichtum, die Wärme und Weichheit seines Herzens; bis in das hohe Alter hinein blieb ihm die rückhaltlose Aussprache seiner Empfindungen in stillen, schriftlichen Selbstgesprächen, in vertrauten Briefen ein Bedürfnis. Er folgte diesem nicht mit der Überschwänglichkeit seines ältesten Bruders, aber an Temperament fehlte es auch ihm keineswegs. Die Erregung konnte ihn in wichtigen Augenblicken, in Stunden einsamer Überlegung, aber auch bei Beratungen mit andern übermannen, sich in heftige Worte, in Thränen ergießen. Er rang sich dann wohl im Gebete wieder zu ruhiger Klarheit durch: die blieb der letzte Grundzug seines Wesens, im menschlichen und auch im religiösen Empfinden. Er behielt jene einfache, helle, zweifelsfreie Frömmigkeit, die er 1815 bekannt hatte, einen Glauben, der ihm »das Brot seines Lebens, der Trost seiner Schmerzen, das Richtmaß seines Handelns,« die Stütze in jeder schweren Entscheidung war. Er war wohlthätig, sparsam, bedürfnislos, unendlich fleißig, ein Mann der strengsten militärisch-sittlichen Selbstzucht, die der eignen Bequemlichkeit niemals schwächlich nachgab, der Pflicht und der Treue im kleinen und großen, von empfindlichem Gerechtigkeitgefühl und unbedingter Wahrhaftigkeit. In allem ausgeglichen und maßvoll, nicht leicht zu verkennen, aber schwer zu beschreiben,

Weit härtere Kämpfe aber sollte ihm die Auseinandersetzung mit den neuen Ideen bringen, die nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. unaufhaltsam über Preußen hereinbrachen. Mit Besorgnis blickte er auf den Gährungsprozeß der Zeit, mit Widerstreben folgte er den Experimenten des königlichen Bruders, die ungerufenen Geister zu bannen, und heiß wallte sein ritterliches Soldatenblut auf, als der 19. März 1848 der Krone Preußens ihre tiefste Demütigung, die selbstverschuldete, schmachvolle Kapitulation vor der Revolution brachte. Aber seine gesunde Natur überwand auch diese Niederlage trotz all der bitteren persönlichen Kränkungen, die sie für ihn zur Folge hatte. Nicht völlig gebrochen wie Friedrich Wilhelm IV., sondern umgewandelt und den Anforderungen der neuen Zeit gewachsen ging er aus der Krisis dieses heißen Jahres hervor. Der Schmerz um das verlorne, patriarchalisch-absolutistische Königtum zuckte in seiner Seele noch eine Weile nach, aber verhinderte ihn nicht, die Verfassung als vollendete Thatsache offen anzuerkennen und ehrlich zu halten. Umgekehrt begeisterte er sich anfangs warm für die gewaltige nationale Bewegung, die Deutschland durchströmte, während er durch den Fortgang der Arbeiten in der Paulskirche immer mehr ernüchtert und auf die altpreußische Bahn zurückgelenkt wurde, freilich auch hier bereit, neuen Most in die alten Schläuche zu füllen. „Wer Deutschland regieren will, schrieb er im Mai 1849, muß es sich erobern; à la Gagern geht es nun einmal nicht. Ob die Zeit zu dieser Einheit schon gekommen ist, weiß Gott allein! Aber daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze Deutschlands zu kommen, liegt in unsrer ganzen Geschichte — aber das Wann und Wie? darauf kommt es an.“ Mit diesem Bekenntnis schloß er seine Rechnung mit den Ideen von 1848 ab. „Er hatte die Schicksalsfrage seiner eignen Zukunft gestellt.“

Die nächsten „trüben, bleiern“ Jahre der Reaktion im Innern, der Schwäche nach außen verbrachte der Prinz von Preußen in stiller Zurückgezogenheit, aber in wachsendem Unmut über die Leitung der preußischen Politik. Mit heftigem Groll erfüllt ihn die Niederlage von Olmütz. Im Krimkrieg erblickt er „einen liberalen Kulturkampf des Westens gegen den Osten.“ Im Gegensatz zur preußischen Regierung und zur Kreuzzeitungspartei, im Gegensatz also auch zu Bismarck, dem er Gymnasiafenpolitik vorwarf, stand er auf der Seite der Westmächte, des liberalen, zivilisirten Europas. Die Hauptforge und die Hauptthätigkeit widmete er aber auch während dieser Zeit den heimischen Militärverhältnissen, deren schwere Schäden sich ihm immer deutlicher offenbarten.

Ein müder Mann, der keine Zukunft mehr erwartete — so meinte er beim Eintritt in das siebente Jahrzehnt seines „vielbewegten Lebens“ seine Tage bald abschließen zu müssen. Aber „da er dem Ende zuzuschreiten glaubte, eröffnete sich dem Sechziger erst seine eigne Wirkenszeit: eine weltweite Zukunft, unvergeßlich in aller Geschichte.“ Noch lag sie dicht verschleiert vor seinem Blick,

und ehe wir uns den Schleier heben lassen, halten wir einen Augenblick inne, um den Worten zu lauschen, mit denen Marcks den Prinzen schildert in dem Augenblick, wo er das Szepter Friedrichs des Großen zu ergreifen sich anschickt: „Jetzt, im Jahre 1857, war seine Persönlichkeit längst ausgewachsen; sie war es seit zwei Jahrzehnten, und was sie seit 1840 neu erfahren hatte — für ein Leben beinahe genug —, hatte sie noch voller gereift. Auch jetzt noch war er vor allem der Offizier aus königlichem Geschlechte, die Gestalt hoch und kräftig, ritterlich und sicher, das Antlitz von großen und schlichten Zügen, das blaue Auge gütig, frei und fest, ein volles Abbild seines Wesens. Auch ein kritischer Beobachter empfand die »Vornehmheit« des Prinzen, der bei aller ungezwungenen und ungewollten Freundlichkeit, bei aller Milde gegen seine Umgebung, bei aller Bescheidenheit und Heiterkeit doch stets der große Herr war, geboren und herangebildet zum Befehlen; vornehm in aller äußern Würde der Erscheinung, des Auftretens, des Wortes, das er wohl zu handhaben wußte, in alledem ganz ohne Pomp und Pose, durchaus echt; vornehm zumal in der sachlichen Klarheit und Reinheit seines Willens, seiner Seele. Die bitteren Jahre, die er hinter sich hatte, hatten den Adel seines Gefühls nicht getrübt; er war durch gehässige Feindseligkeiten hindurchgeschritten, hatte, da er der Zweite war und man ihn zurückschob, Groll und etwas wie Eifersucht nicht aus seinem Herzen fern halten können: es sollte sich zeigen, daß die Erinnerung daran alsbald, da er der Herr wurde, wesenlos von ihm abfiel und er innerlich er selber geblieben war, unfähig zu allem Niedern und allem Kleinen, großmütig im Vergeben, neidlos und selbstlos, zartfünnig und gerade. Seine Nächsten empfanden den einfachen Reichtum, die Wärme und Weichheit seines Herzens; bis in das hohe Alter hinein blieb ihm die rückhaltlose Aussprache seiner Empfindungen in stillen, schriftlichen Selbstgesprächen, in vertrauten Briefen ein Bedürfnis. Er folgte diesem nicht mit der Überschwänglichkeit seines ältesten Bruders, aber an Temperament fehlte es auch ihm keineswegs. Die Erregung konnte ihn in wichtigen Augenblicken, in Stunden einsamer Überlegung, aber auch bei Beratungen mit andern übermannen, sich in heftige Worte, in Thränen ergießen. Er rang sich dann wohl im Gebete wieder zu ruhiger Klarheit durch: die blieb der letzte Grundzug seines Wesens, im menschlichen und auch im religiösen Empfinden. Er behielt jene einfache, helle, zweifelsfreie Frömmigkeit, die er 1815 bekannt hatte, einen Glauben, der ihm »das Brot seines Lebens, der Trost seiner Schmerzen, das Richtmaß seines Handelns,« die Stütze in jeder schweren Entscheidung war. Er war wohlthätig, sparsam, bedürfnislos, unendlich fleißig, ein Mann der strengsten militärisch-sittlichen Selbstzucht, die der eignen Bequemlichkeit niemals schwächlich nachgab, der Pflicht und der Treue im kleinen und großen, von empfindlichem Gerechtigkeitgefühl und unbedingter Wahrhaftigkeit. In allem ausgeglichen und maßvoll, nicht leicht zu verkennen, aber schwer zu beschreiben,

weil sein Wesen aus allen Abweichungen immer so bald wieder zur Mitte zurückkehrt. Größe und Begrenztheit seiner Art hatten sich in diesen sechzig Jahren deutlich ausgezeichnet und bewährt: er war keine starke Natur, die sich selber gewaltig die Bahnen bricht, weder von niederwerfender Wucht, noch von leidenschaftlich-selbstbewußter Fähigkeit. Bisher hatte er den Anforderungen seines Lebens allen genügt. Er brauchte Rat und nahm die Einflüsse willig in sich auf, war gegen die Seinen, die Gemahlin, die Vertrauten von anhänglicher und dankbarer Treue. Daß er sich bis dahin von einem hätte leiten lassen, wird man nicht sagen können: er trug das Maß in sich, nach dem sein Wesen und sein Handeln sich immer wieder regelte. So hatte er bisher all seine Kämpfe gewissenhaft und ernsthaft, selbständig durchgestritten. So vorbereitet, männlich, praktisch, klar, welterfahren fand ihn die Stunde, die jetzt die Leitung seines Staates in seine Hände legte. Wie würde das höchste menschliche Amt von diesem fürstlichen Manne ausgefüllt werden, wie würde die neue, größere Pflicht auf sein Inneres zurückwirken? Vielleicht wird seine Gestalt den Spätern, denen sie weniger selbstverständlich ist, schärfer und eigner als uns vor das Auge treten; vielleicht wird sich ihnen auch das Schauspiel noch ergreifender darstellen, wie diese konservative, gleichmäßige Natur nun unmittelbar und entscheidungsvoll mit den Aufgaben und Gesinnungen einer wirren Zeit zusammentrifft, die der Zukunft auch so viel fremder und deshalb so viel charakteristischer erscheinen wird als uns. Das erkennen wir schon heute: unendlich Schwereres als bisher stand vor ihm, Gegensätze, die sich im Kampfe enthüllen und mit einander messen, neue Erfahrungen, die sich ihm selber ergeben mußten. Stärken und Schwächen seines Wesens sollten sich erst in ihnen ganz entfalten und ganz auswirken.“

Die Jahre von 1857 bis 1862 sind für die Beurteilung der staatsmännischen Fähigkeiten Wilhelms I. in gewissem Sinne die wichtigsten und lehrreichsten überhaupt. „Damals hat Wilhelm I. versucht, die Fragen der Zeit selber zu lösen: er ist damit nicht durchgedrungen, aber er hat dennoch in diesen fünf Jahren sein Eigenstes gethan, und auch sachlich sind es die Zeiten der Grundlegung für alles Künftige.“ Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik trat die deutsche Frage immer schärfer in den Vordergrund. „Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern,“ hatte der Prinz von Preußen 1849 geschrieben. Jetzt, wo ihm das Schwert in die Hand gelegt war, zaudert er aber, es aus der Scheide zu ziehen, obwohl der Augenblick beim Ausbruch des französisch-österreichischen Krieges von 1859 manchem Kühnern sehr günstig schien. Marcks trifft wohl das richtige, wenn er unter den Gründen dieses Zauderns besonders das Gefühl der Verantwortung betont, das jetzt mit ganz anderer Wucht auf der Seele des Herrschers lastete als zehn Jahre früher.

Noch weit unglücklicher erschien in den Augen der Welt sein erstes Auf-

treten auf dem Felde der innern Politik. Das Ministerium der neuen Ära, seine erste selbständige politische Schöpfung entsprach in seinen Leistungen weder den Erwartungen seines Schöpfers noch den überschwänglichen Hoffnungen, mit denen es von der liberalen öffentlichen Meinung begrüßt worden war. Und nun gar erst die Militärreorganisation! Wir begreifen, daß vielleicht kein Stachel während seines ganzen langen Lebens sich so tief in seine Seele eingedrückt hat, wie der Widerstand gegen diese „seine erste große eigne Leistung im innern Staatsleben,“ die zugleich seine bedeutendste und verdienstvollste bleiben sollte. Hier kannte er kein Zaudern, kein Ausweichen, noch gar ein Zurück. Mit der Reorganisation der Armee stand und fiel er, und — er war nahe, bedenklich nahe daran, wirklich zu fallen. Der furchtbare Konflikt zwischen der Unmöglichkeit, sich mit der Mehrheit des liberalen Abgeordnetenhauses zu verständigen, und der Unmöglichkeit, das Aufgeben der Reorganisation vor sich, seinem Staate und der Geschichte zu verantworten, zerrieb seine moralischen und Willenskräfte in einer Weise, daß es mit seiner Energie und Staatskunst zu Ende war. Bekanntlich trug er im September 1862 seine Abdankungsurkunde fertig in der Tasche. Nur noch ein leiser Druck von irgend einer gegnerischen Seite, und sein politisches Dasein hätte mit einem schrillen Mißklang geendet. Es wäre vielleicht die größte Tragik in der preußischen Geschichte gewesen.

Da stellte der Genius seines Hauses und seines Staates ihm den gewaltigen Helden zur Seite, der ihm nicht nur den Ausweg aus den Nöten des Augenblicks, sondern zugleich die Bahn zur Unsterblichkeit wies.

Die Berufung Bismarcks zum Leiter der preußischen Politik stellt dem Biographen seines königlichen Herrn eine neue reizvolle, aber auch schwierige Aufgabe. Aber Marcks hat auch sie glänzend gelöst. Was er über das Verhältnis der beiden Männer zu einander sagt, gehört unstreitig zu dem besten in der an vortrefflichen Ausführungen so reichen Arbeit. „In die Kreise der neuen Ära — so zeichnet er den Beginn ihres gemeinschaftlichen Wirkens — paßte Bismarck nicht hinein; auch nicht in die Kreise des Regenten und Königs, wie sie damals waren. Weshalb aber eigentlich nicht? Man kann nicht sagen, daß damals die Ziele des Gesandten und des Herrschers soweit auseinandergegangen wären. In allen Beziehungen [der innern und auswärtigen Politik] war den beiden Männern eins gemeinsam, gerade das Spezifische in ihnen: die ausschließlich preußische Gesinnung. Nicht diese Ziele, auch nicht wichtige Einzelheiten des politischen Programms waren es, die sie trennten, sondern die Energie in der Verfolgung der Ziele. Dem Preußischen, Deutschen, Europäischen gegenüber — überall war doch ein Gradunterschied zwischen Wilhelm und Bismarck vorhanden; überall wollte der Zweite etwas mehr, war er freier, rücksichtsloser, kühner. Und dieser Gradunterschied war entscheidend. Erst wenn der Strom dieses preußischen Willens, der durch sie

beide floß, die Tiefe, die Höhe erreicht hatte wie in Bismarcks Seele, erst dann war er fähig, die Ufer zu übersteigen und seinen befruchtenden Segen weit über die Niederungen auszugießen, die nach ihm schmachteten wie Ägypten nach der Überflutung des Nils. Das Schöpferische begann erst in der Höhe Bismarcks. Allmählich erst wuchsen die Gedanken des Königs dieser zu. Erst wenn sie bis dahin gestiegen wären, konnte Bismarck mit Nutzen berufen werden zu wirken. Damit hängt aufs engste etwas anderes, ganz Persönliches zusammen. Die Bedeutung seines Staatsmannes verkannte Wilhelm nicht, er war dazu viel zu sehr Menschenkenner und hörte überdies zu viel von ihm. Es lag in der Luft, daß dieser Mann einmal Minister werden mußte. Aber soweit man aus Erzählungen und Gerüchten, aus Anspielungen und den Thatfachen selbst, soweit man namentlich aus der innern seelischen Wahrscheinlichkeit das Verhältnis der beiden ahnend erschließen kann, so stand ein starkes Hindernis zwischen ihnen: eine ganz ausgeprägte Abneigung des Königs. Wilhelm vertraug bedeutende Männer und ließ Noons herbe Männlichkeit weit gewähren; aber vor diesem Genius durfte der Sohn Friedrich Wilhelms III. wohl ein gewisses Unbehagen spüren, vor diesem Gewaltigen, dessen Naturkraft über alles Korrekte und Überkommene so souverän hinwegsprang, vor diesem Manne des kalten Überlegens und der heißen Leidenschaft, des überwältigenden, ungeheuern Willens. Die herzliche Tiefe dieser Persönlichkeit konnte der König noch nicht ermessen; von ihrer unbedingten Treue mochte er überzeugt sein; aber wohin Bismarck ihn reißen konnte, davor hat ihm, so darf man vermuten, im stillen gegraut. Seine eigne, vornehme, gerade Art, allem Dämonischen so ganz fremd, männlich, aber milde, von jener Reinheit, die sich niemals beflecken kann, aber eben deshalb auch nicht dazu fähig ist, im harten Zusammenstoß des Weltlichen, im Gemenge der Politik das Große selber zu thun, das nun einmal nicht ausgeführt werden kann ohne den Griff auch in den Ruß und in den Schmutz hinein, ohne die Freiheit einer sich selber daranzehenden, verwegnen Entschließung, diese fittlich empfindliche Natur, die überdies die eigne, monarchische Würde sehr bestimmt empfand, sie wurde von Bismarcks dämonischer Kraft zurückgestoßen, sie mußte sich selber erst überwinden, ehe sie sich ihm anheimgab. Das war doch wohl der Kernpunkt; alles übrige, der allgemeine Haß, in welchem der lecke Junker von 1850 in der öffentlichen Meinung, der Streiter von Frankfurt unter den Eingeweihten stand, die tiefe Abneigung der Königin, die Scheu vor dem Eindrucke, den Bismarcks Ernennung also machen mußte, und den Wilhelm noch nicht wagen mochte, das kam zu jenem Hauptmotive wohl nur hinzu.“

Bismarcksche Ideen — und daneben Moltksche Thaten — treten nun sachlich immer mehr in den Vordergrund der Darstellung. Oft genug hat es den König Zeit und Selbstüberwindung gekostet, sich mit ihnen vertraut zu machen. In der Angelegenheit des Frankfurter Fürstentages von 1863, in

der dänischen und österreichischen Frage, in der Auffassung der Indemnitätsvorlage und in noch vielen andern Punkten von größerer und geringerer Bedeutung wich er anfangs von den Anschauungen seines Ministerpräsidenten ab, und es war mitunter sehr schwierig, die Kluft zwischen beiden zu überbrücken. Am schwersten fiel es wohl dem König, Bismarck auf dem Wege der liberalen Gesetzgebung zu folgen, die 1867 begonnen wurde, und am aller schwersten wurde ihm der Abschied von seinem geliebten alten Preußen, den die Krönung des deutschen Einheitswerkes von ihm — allerdings mehr äußerlich als thatsächlich — zu erheischen schien. Kein Tag in seinem neunzigjährigen Leben offenbart uns eine so tragische Erschütterung seines Innern, als jener 17. Januar des Jahres 1871. Während sich daheim im Vaterlande Millionen patriotisch glühender Herzen anschiekten, ihm den langersehnten Kaisergruß entgegenzujubeln, saß er, der erwachende Barbarossa, im Siegerkranz eines märchenhaften Kriegsglücks in der Präfektur zu Versailles vor den Thoren der in den letzten Zuckungen des Widerstands liegenden Hauptstadt des Erbfeinds und fühlte sich „so moros, daß er drauf und dran war, zurückzutreten und seinem Sohne alles zu überlassen.“ „Wir verstehen ihn — so erläutert Marcks diese Stimmung —, wenn wir aus seines getreuesten Dieners, des Kriegsministers Munde eine ganz ähnliche Klage wie aus dem seinigen vernehmen. Ihr eigener Sieg schien die innere Welt dieser Sieger zu zertrümmern. Und sie überwandten sich beide, in die neue Welt überzutreten, die nicht die ihre sei. Es war wieder der Segen dieser zähen Treue, daß sie erwies, wie stark und sittlich lebensvoll das Alte war; weil es nicht leichtthin sich selber darangab, eben darum blieb es in dem jetzt gegründeten, ehrlich von ihm ergriffnen neuen Reiche eine triebkräftige und leistungsfähige eigne Macht.“

Diese Worte führen von selbst dazu, auch die Kehrseite der Medaille ins Auge zu fassen. In den vielfachen Meinungsverschiedenheiten mit Bismarck erscheint der König im allgemeinen als der nachgebende, schwächere Teil. Aber es würde ganz falsch sein, in ihm etwa nur einen gelegentlichen Hemmschuh Bismarckischer Genialität zu sehen. Marcks wägt die Vorzüge des Königs mit demselben Gewicht ab wie die seines Ratgebers. Wilhelm ist ohne Bismarck nicht denkbar — ganz gewiß, aber Bismarck ebenso wenig ohne Wilhelm. Welcher Hohenzoller seit den Tagen des Großen Kurfürsten würde einen solchen Titanen in so unvergleichlicher Weise dauernd neben sich ertragen haben? Keiner, Friedrich II. freilich nur deshalb nicht, weil er den Genius in der eignen Brust trug. Aber auch Wilhelm I. würde es nicht vermocht haben, wenn er nicht eine mächtige Ader geistiger Verwandtschaft mit Bismarck gehabt hätte: den Trieb für Preußens Größe und Macht, und wenn nicht schließlich bei allen Differenzen die sachliche Notwendigkeit den Ausschlag gegeben hätte, deren Erkenntnis sich der Herrscher nicht verschließen konnte. So ertrug er den genialen Staatsmann an seiner Seite: willig, neidlos, ohne sich und seiner

Würde niemals das geringste zu vergeben und, je älter er wurde, auch mit steigender, herzlicher Vertraulichkeit und persönlicher Freundschaft.

Aber noch mehr als das. Er ertrug ihn nicht bloß — er trug und stützte ihn auch selbst. Nicht nur, daß er allen Versuchungen, sich von ihm zu trennen, mannhaft widerstand und schließlich durch das berühmte „Niemals“ dem Bunde die Weihe fürs Leben gab; nicht nur, daß er den äußern Respekt und die Form des monarchischen Regiments streng aufrecht und sich selbst immer die Entscheidung vorbehielt — solch dekoratives Beiwerk in der Politik verblaßt ja für die geschichtliche Betrachtung sehr bald —, auch in der Wirklichkeit „hat er sich, als der Herr, in der Würde der wahrhaftigen Majestät allezeit zwischen und über den Großen, die er berufen hatte, behauptet. Den Zusammenhang zwischen ihnen allen stellte doch immer er selber dar.“ Die Besprechung der Vorgänge im Hauptquartier zu Versailles vor der Beschließung von Paris giebt Marcks Gelegenheit, sich deutlicher über diesen Punkt auszulassen. „In heftigen Reibungen arbeiten die starken Kräfte, in deren ureigner Gewalt und voller Bethätigung die Möglichkeit des Erfolges begründet war, jede von ihnen auf das äußerste angespannt, voll leidenschaftlichen Dranges zur That, zur Selbstentfaltung; sie sind zu mächtig, um einander nicht hart zu stoßen. Ein Anblick für den, der zu sehen versteht, reich an menschlich großem Reize, und überdies wären sie schwächer gewesen, was hätten sie dann gewirkt? Aber freilich, über ihnen mußte ein Herrscher stehen, der dafür sorgte, daß dem streitenden Wettstreit nicht die Unordnung entspränge, daß in dem unvermeidlichen Sineinandergreifen und Übergreifen der einzelnen Thätigkeiten doch jeder zuletzt seinen Kreis behielt und in diesem unbehindert bliebe; und dieser Herrscher bedurfte, um jene Großen zusammenzuhalten, eigner persönlicher Wucht und sicherer königlicher Weisheit.“ Läßt sich das Verhältnis des Herrschers zu seinen Paladinen treffender zeichnen, als wie es hier Marcks thut, der jedem Teile das Seine zuweist?

Noch volle siebenzehn Jahre beschied das Schicksal dem aus dem ruhmreichsten seiner Kriege heimkehrenden greisen ersten deutschen Kaiser. An Handlungen oder gar schöpferischer Thätigkeit wird ja sein Leben nun ärmer. Selbst eine so gesunde Natur wie die seine taucht allmählich immer tiefer in die Dämmerung eines so wunderbaren Lebensabends hinab. Aber eine starke, lebendige Wirkung ging doch von ihm aus bis zum letzten Atemzuge, ja noch über das Grab hinaus. „Das war wirklich der Kaiser, wie Ehrfurcht und Glaube der Nation ihn träumen konnten. Mit der vollen Sicherheit, dem untrüglichen Takte, der schlichten Weisheit und Hoheit seines Wesens schritt er ihr jetzt voran; man vermöchte keine Persönlichkeit auszudenken, so geeignet wie die seine, um die oberste Spitze, die lebendige Darstellung der Einheit zu bilden.“ Weniger durch große Thaten als durch ihr Dasein übte seine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit den Zauber und den Segen ihrer Wirkung aus.

Dennoch war er keineswegs gesonnen, sich in beschaulicher Muße auf sein Altenteil zurückzuziehen oder sich gar zum bloßen Schaustück der neuen Reichsverfassung herabdrücken zu lassen. Bis zum letzten Atemzuge hielt er die Fäden des Regiments straff in der Hand — die Frage, ob Stellvertretung oder Regentschaft des Kronprinzen nach dem Nobileingschen Attentat 1878, beweist deutlich, daß er seine Rechte zu Lebzeiten mit keinem zu teilen gewillt war. Durch fleißige, unermüdlige Arbeit suchte er sich aber auch die Ehren seiner Stellung täglich aufs neue zu verdienen. Es ist rührend, zu sehen, wie er sich noch im höchsten Alter einen Kursus über Encyclopädie der Rechtswissenschaft vortragen läßt, um einen Anhalt für die Entscheidung über die neuen Justizgesetze zu gewinnen. „Er hat dann die Entwürfe, die man ihm vorlegte, eigenhändig durchgearbeitet; man fand nach seinem Tode zahlreiche, engbeschriebne Bogen mit Auszügen daraus.“ Die Pflichttreue im großen wie im kleinen, dieser so hervorstechende Zug seines Charakters verbot ihm, müde zu werden, so lange es Tag war. Wer möchte wohl ermessen, welchen Einfluß sie auf seine erstaunliche körperliche und geistige Rüstigkeit ausgeübt hat! So begleitete er mit lebhafter persönlicher Teilnahme die Schicksale der Nation, die Wandlungen der Politik. Seelische Kämpfe blieben ihm auch jetzt nicht erspart: das Septennat, die Zivilehe, die Anknüpfung des Bündnisses mit Osterreich, das seine Spitze gegen Rußland zu richten schien, und manches andre, besonders aus der Zeit der liberalen Ära, dies alles machte ihm Bedenken. Sogar körperliche Schmerzen mußte er, der Gütige und Milde, dem zur Verkörperung despotischen Wesens alles fehlte, nach dem Attentat Nobileings für sein Volk leiden. Aber das waren nur einzelne dunkle Wolken an dem Abendhimmel seines Lebens. Im ganzen überwog doch der Glanz, die Wärme, die innere Harmonie, worin sein reiches Tagewerk ausklang.

Wesentlich trug dazu der große allgemeine Umschwung der Politik bei, den Bismarck seit 1879 allmählich vorbereitete und dann in den achtziger Jahren mit ungeschwächter Geistes- und Willenskraft durchsetzte. Zum letztenmale mutete er seinem Herrn die Aufnahme neuer Ideen zu. Als der soziale Herrscher der beiden kaiserlichen Botschaften von 1881 und 1883 sollte er der Monarchie, dem Staate, der Gesellschaft neue Bahnen in eine kampfdrohende und vorläufig noch dunkle Zukunft weisen. Aber diese neue, vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet entschieden wichtigste Wendung, die Wilhelm überhaupt mitgemacht hat, wurde ihm persönlich am leichtesten. „Wie der Zollreform, so schloß er sich der Sozialreform mit freudiger Seele und vollster Hingebung an. Sie sagte seinem christlichen und seinem patriarchalisch-preussischen Gefühle zu; schon in den Zeiten, da Gedanken dieser Art nicht im Vordergrund standen, als junger Prinz, als Prinz von Preußen, als König während des Konflikts, hatte er gelegentlich die sozialen Pflichten seiner Krone warm betont. So ließ er sich durch den Schwung der neuen Aufgaben, den Schwung der

nationalen Idee, die mit ihnen unlösbar verknüpft war, bis an sein Ende hinan immer vorwärts tragen; er lebte in der neuen Zeit und blieb ihr Haupt.“ Die Monarchie behielt die Führung, und auch jenes Altpreußentum, in dem Marcks den eigentlichen Kern der Persönlichkeit Wilhelms I. sieht, durchdrang wieder belebend und als fester Rückhalt die neuen Verhältnisse. „Das ganze alte Preußen mit seiner Tüchtigkeit und seiner Autorität, seinem Schätze an sittlicher Energie und an fester Einheit seines Heeres, seines Staates, seines in Leistung und Stellung nun von neuem erhöhten und gestärkten Beamten-tums — deutlicher und maßgebender als je zuvor bethätigt es sich unter all den neuartigen Antrieben im deutschen Dasein der neuen Zeit. Dieses alte Preußen aber war Kaiser Wilhelm.“

Glücklich — abgesehen von dem persönlichen Leid seiner letzten Tage — durfte der greise Herrscher sein Haupt zur Ruhe legen; getrostes Mutes durfte er vor seine Ahnen hintreten: einer gewaltigen Zeit preußischer und deutscher Größe hat auch er — nicht er allein und „nicht als Wilhelm der Große, soviel Großes wahrlich an ihm ist,“ aber doch auch gar nicht wegzudenken — den Stempel seiner Eigenart aufgeprägt.



## Altbairische Wanderungen

(Fortsetzung)

3



ie steilen, zum Teil schroff felsenhaft in die Donau abfallenden Hügel, von denen die weiße Walhalla herunterschaut, breiten sich jenseits Straubing zu Waldbergen aus, deren breite, runde Formen an den Schwarzwald erinnern. Es ist eine der waldbereichsten Landschaften Mitteleuropas. Von manchem Gipfel im Bairischen Wald erblickt das Auge des Wanderers nichts als Wald, soweit es reicht, hie und da einen dunkeln Seespiegel, eine graue oder rötlichgraue Granitwand oder einen weißen Quarzfels. An einem kühlen Apriltage, wo der Schnee noch überall in den Wäldern liegt und an den Waldrändern herausschaut, der Wald selbst fast schwarz unter einer tiefhängenden grauen Wolkendecke steht, und die Bergwiesen fahl, kaum grün angehaucht sind, ist die Landschaft fast melancholisch. Es ist das kälteste, was man sich denken kann.